

Bild zu eigen macht, durch die politische Entwicklung in der Welt überholt sein? Will man ein Reüssieren des Islam mit seinen chiliastischen Verheißungen wirklich ausschließen? Läßt sich die Idee des Marxismus nicht revitalisieren, zumal dann, wenn sie sich nicht an der widrigen Praxis prüfen lassen muß?

Fest hat recht: Die Verdrängung der handgreiflichen Parallelen zwischen einem kommunistischen und einem nationalsozialistischen System ist schwer verständlich. Aber schüttet er das Kind nicht mit dem Bade aus, wenn er mit der politischen Urteilskraft der Deutschen hart ins Gericht geht und das Bild einer Nation als befremdend empfindet, "die sich nach dem verheerenden Scheitern der einen System-Utopie ohne langes Besinnen der anderen zuwandte"? Die deutsche Nation hat keineswegs für den Kommunismus votiert. Im Osten kam es zu einer unfreiwilligen Sowjetisierung (die von manchen vertretene These eines Vertrauensverlustes suggerierte eine frühere Legitimität der dortigen Regierung), und im Westen spielte lediglich bei einem Teil der Intellektuellen die marxistische Utopie eine gewisse Rolle. Fest differenziert nicht nur an dieser Stelle insgesamt zu wenig zwischen Intellektuellen und dem nüchternen Pragmatismus zugewandten Gros der Bevölkerung.

Nicht alles, was der Autor eingangs verspricht, löst er ein. So klärt er zwar die Fragen nach der Faszinationkraft von Utopien und ihrem Scheitern — eine Antwort bleibt er im Hinblick auf das Problem schuldig, wie der Mensch ohne Utopien, die vielleicht nicht nur pejorativ zu interpretieren sind, leben könne: "Ob er es künftig vielleicht müsse und woher er dann seine Hoffnungen und seine Tröstungen, aber auch die Ausflüchte für die Fehlschläge nehmen soll, in die seine Unternehmungen so oft ausgehen?" Die Rolle der Religion etwa wird nicht entfaltet. Wie auch immer — Fests Essay mit der Absage an Utopien, der nicht zuletzt auf begründetem anthropologischem Skeptizismus ruht, mutet sympathisch an. Der Glaube an die Utopielosigkeit fußt freilich in gewisser Weise auf Gesundbetelei. Die Widrigkeiten des täglichen Lebens produzieren nun einmal Utopien.

Trier "

Eckhard Jesse

ZERBROCHENE BRILLEN

Wolfgang Fritz Haug: "Versuch beim täglichen Verlieren des Bodens unter den Füßen

neuen Grund zu gewinnen". Das Perestroika-Journal. 510 S., Argument Verlag, Hamburg 1990.

Ein verbreiteter Vorwurf gegen die linke deutsche Intelligenz lautet, sie habe angesichts der großen Umwälzungen innerhalb der ehemals realsozialistischen Länder Osteuropas ihre Stimme verloren. Sie sei resigniert oder enttäuscht, verbittert oder desillusioniert, kurz, sprachlos geworden. Dieser Vorwurf trifft viele mit Recht, aber eben nicht alle. Ein schneller Blick in die Buchhandlungen würde genügen, um den verallgemeinernden Vorwurf gegen linke Intellektuelle wenigstens etwas zu differenzieren. Wieviele Publikationen sind nicht bereits binnen eines Jahres erschienen, in denen linke Autoren begonnen haben, ihre eigenen Utopien und Überzeugungen, ihre Leitideen und Illusionen über den gedachten wie den realisierten Sozialismus mit nüchterner Analyse und ehrlicher Selbstbefragung zu konfrontieren. Daß dabei oft Ratlosigkeit, Unsicherheit, auch Trauer und Verzweiflung am Schluß der Reflexion stehen, kann als Offenbarungseid nur interpretieren, wer guten Gewissens einzig dem Kapitalismus die Lösung weltweit wuchernder sozialer und ökologischer Katastrophen zutraut. Gibt es nicht nach all der Freude über den Sturz der Diktaturen auch genügend Grund für eine "posttotalitäre Melancholie" wie Tzvetan Todorov die Stimmung nach dem Zusammenbruch der osteuropäischen Sozialismusexperimente charakterisiert hat (Lettre International, Sommer 1990)?

Selten in jüngerer Zeit hat uns die Geschichte neben so großer Freude über die Befreiung von Diktaturen auch gleichzeitig einen solchen Berg von Fragen und Problemen präsentiert, wie in der jetzigen Umbruchsituation. Von der Verschärfung sozialer Spannungen beim Übergang von der Staatswirtschaft auf die Privatwirtschaft, über die riesigen ökologischen Folgelasten der alten Systeme bis zu den noch völlig ungeklärten Konsequenzen der Renaissance des "nationalen Fundamentalismus" (György Konrad) reicht gegenwärtig die Palette ungeklärter Fragen und dringender Aufgaben.

Wie sich linke Intellektuelle diesen Konfrontationen mit den 'Altlasten der Vergangenheit' (auch der eigenen) und den ebenso gewaltigen Aufgaben einer noch lebenswerten Zukunft stellen, kann einmal am Beispiel von Wolfgang Fritz Haug's "Perestroika — Journals" studiert werden. Ohne Frage gehört der

Berliner Philosophieprofessor zu den herausragenden intellektuellen Figuren der sich Ende der sechziger Jahre formierenden "Neuen Linken" in Westdeutschland. Haugs kontinuierliche Arbeit mit dem Marxismus hat sicherlich das Denken vieler Studentengenerationen mitgeprägt. Wie verarbeitet nun ein so kluger und widersprüchlicher, mal dogmatischer, mal lernbereiter linker Intellektueller die aktuelle Abrechnung mit dem Marxismus nicht nur in den ehemaligen 'sozialistischen Ländern'?

Haug, das ist die erste erleichternde Erkenntnis nach der Lektüre des "Perestroika Journals", mauert sich jedenfalls nicht wie andere in der Trutzburg "Zur ewigen Wahrheit" ein. Deren Beschwörungen des "anti-kapitalistischen Widerstandes" ist "immer wahr, und daher nie" (Haug). Bei aller Konservierung alter Argumentationsmuster und Loyalitäten, lernt Haug unentwegt, läßt andere mitlernen, bekennt sich zu Zweifeln, Ratlosigkeit, gewährt Einblicke in sein wackelndes Denkgebäude, teilt sogar Träume mit. "Im Traum hielt ich meine zerdrückte Brille in der Hand, das Glas nicht in Scherben, sondern von unzähligen Bruchlinien durchzogen, auch hatte ich zuvor bereits meine andere Brille ruiniert". Beginnend mit dem 1. Juni 1989 und vorläufig endend mit dem 24. Mai 1990 hat W. F. Haug ein umfangreiches, teils theoretisch reflektierendes, teils die Chronologie der Ereignisse nur festhaltendes, teils auch sehr persönlich gehaltenes Tagebuch geschrieben, um sich der Sturzflut der geschichtlichen Umwälzungen in der Sowjetunion, im ganzen Osten Europas und später dann besonders in Deutschland zu stellen. "Vor allem andern halten diese Aufzeichnungen den immer neu ansetzenden Versuch fest, in einer Zeit des Überganges den Übergang zu denken, auch den des Denkens selbst: nicht ohne Gründe bisherige Positionen zu räumen, nicht erfahrungslos weiterzufahren, nicht zu räumen, sondern zu erschließen, nicht zu verkünden, sondern zu erkunden". Seine Haltung in diesem kaum zu folgendem, geschweige denn jeweils auch sofort zu reflektierenden Umbruch von Gesellschaft und Weltbildern ist sicherlich typisch für denjenigen Teil der Linken, der sich zwar nicht mit den "befehlsadministrativen sozialistischen Systemen" identifiziert hat, aber dennoch Hoffnungen auf eine innere Reform der kommunistischen Parteien an der Macht gesetzt hat. Der Phase des abwartenden Beobachtens bei gleichzeitigem Zurückziehen auf die alten Kategorien, folgte

die Sympathie mit den Bürgerrechtlern und kommunistischen Erneuerern. "Die Utopie eines dritten Weges aufzugeben wäre Selbstaufgabe ... Auf den Aufbruch der Massen setze ich noch immer Hoffnung, weil dieser Weg (des demokratischen Revolutionierens) selber ein Ziel ist". Dann weicht die Euphorie über den Sturz der Nomenklatura einem zunehmenden Erschrecken über die Nationalisierung des Massenprotestes. In der Lektüre von Tageszeitungen, insbesondere der FAZ, kann sich dann wieder der alte Marxist profilieren, wenn er gegen die hämischen Siegesrufe der vereinigten Kommentatorenflotte der liberalen Marktwirtschaft polemisiert. Aber irgendwie versanden diese temperamentvoll-bösen Medienkritiken, weil auch Haug nach dem Desaster des realen Sozialismus vorerst keine realisierbare Alternative zum Kapitalismus sieht. "Vergessen wir also nicht, wie kontraproduktiv das befehlsadministrative System war, wie sehr es das Erbe der marxistischen Klassiker blamierte, mißbrauchte, verhöhnte. Was es Millionen seiner Subjekte antat, indem es ihre Entfaltung blockierte, sie zu Rädchen und Schraubchen einer idiotischen Maschine degradierte oder sie durch seine repressive Bürokratie fertig machte". Deutliche Worte, die man sich in dieser unverschlüsselten Form aber vielleicht auch schon etwas früher von Haug und anderen westdeutschen Marxisten gewünscht hätte. Offen bleibt aber, wer denn nun der politische und soziale Träger einer Opposition gegen die "kapitalistische Landnahme" der ehemals von kommunistischen Monopolparteien geführten (und heruntergewirtschafteten) Gesellschaften sein soll.

Sozialdemokraten und 'Grünen' mißtrauend, bleibt dem trotzigen Marxisten Haug dann schließlich nur die PDS. Wie aber ausgerechnet diese Partei, die trotz gegenteiligen Bekundens und erneuerter Programmatik immer noch vielfach in den Spinnweben des alten, diskreditierten Systems gefangen ist (s. Parteifinzen oder Teile der Mitgliedschaft), die sozialistische Linke in Deutschland aus ihrer Misere herausführen soll, bleibt Haug's Geheimnis. Das, wie Haug an einer Stelle formuliert, für die "Periode des Bruches mit dem alten Regime" jede Distanzierung von der PDS nicht nur verständlich, sondern auch notwendig" war, ist seinen eigenen Tagebuchnotizen aus der entsprechenden Zeit nicht zu entnehmen. Zu keinem Zeitpunkt in der "Periode des Bruches" hat der Traditionalist Haug größere Sympathien für neue Organisationsfor-

men gezeigt, wie sie sich etwa um die kleinen Bürgerrechtsgruppen herum gebildet haben. Mit einigen Ideen von ihnen hat er sympathisiert, persönliche Kontakte aber hatte er stets nur mit dem PDS-Umfeld. Bei aller Kritik hängt er viel zu sehr an alten linken Organisationsvorstellungen, als daß er sich auf das risikoreiche Wagnis neuer Bewegungsformen und deren institutionellen Repräsentanten einläßt. Ob da noch weitere Lernprozesse möglich sind, von denen in zukünftigen Tagebüchern des Autors berichtet wird, bleibt abzuwarten.

Spannend ist auch, wie der große Gorbatschow-Freund W. F. Haug seine Erfahrungen der Moskauer-Reisen im Jahr 1990 weiter verarbeitet. Daß Haug viel dezidierter als andere Kommentatoren der osteuropäischen Wende die Entwicklung der Perestroika in den Mittelpunkt stellt, ist eine Stärke des Journals. Immer wieder kommt er ausführlich auf eine Einschätzung des jeweils aktuellen Standes des Reformprogrammes in der Sowjetunion zurück. Umso überraschter nimmt der Leser zur Kenntnis, daß Haug seine entsprechenden Analysen in all den Jahren zuvor offensichtlich weit weg vom Geschehen an Westberliner Schreibtischen verfaßt hat. Als er dann im Frühjahr 1990 zum ersten Mal (!) zusammen mit seiner Frau Frigga Moskau kennenlernt, wird Haug wohin er auch kommt, mit den harten Realitäten des Perestroika-Umbruchs konfrontiert, wie sie nicht in den Planungspapieren der Gorbatschow-Administration zu finden sind. "Der Moskauer-Schock ist uns in die Glieder gefahren. Jetzt entladen sich die Frustrationen des Tages ... Unser Blick war durch und durch westlich, unser Bericht geprägt durch Zivilisationszentrismus, denn das war ja kein Ethnozentrismus. Zwei naive Westler in Moskau ..." entsprechenden Aufzeichnungen über die Tage im Perestroika-Moskau, stilistisch wie inhaltlich einer der Höhepunkte in diesem lesenswerten Buch, lassen an Düsternis und Ratlosigkeit jedenfalls nichts zu wünschen übrig. Wenn Theorie noch irgendwie von Empirie berührt wird, lassen die Moskauer-Notizen Haugs keinen anderen Schluß mehr zu, als daß für die Sowjetunion (nur für sie?) eine demokratisch-sozialistische Perspektive in diesem Jahrhundert ad acta gelegt werden müssen. Eintragung 1. Mai 1990: "G. auf der Moskauer Maidemo niedergeschrien. Verließ die Tribüne. Geschlagen? Ist es das Verlangen, an ihn glauben zu dürfen, was sich in mir gegen diese Meldung wehrt?" Was

macht ein Marxist, dem nur noch der Glaube bleibt?

München

Carl Wilhelm Macke

VON DER ARBEITS- ZUR KULTURGESELLSCHAFT

André Gorz: Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft. 388 S., Rotbuch Verlag, Berlin 21989.

Mit André Gorz' Kritik der ökonomischen Vernunft liegt ein Buch vor, das Gorz' jahrelange, verstreut publizierte Auseinandersetzungen mit dem gegenwärtigen Strukturwandel moderner europäischer Arbeitsgesellschaften noch einmal kompakt und in sich geschlossen bilanziert.

Es stellt den Hintergrund vor, vor dem sowohl der Autor André Gorz als auch sein alter ego; der Journalist Michel Bosquet — bei beiden Namen handelt es sich um Pseudonyme derselben Person — ihre zentralen Thesen zum Verhältnis von Arbeit, Ökonomie und Ökologie entwickelten.

Gorz' Ausgangsthese ist dabei ebenso einfach, wie mittlerweile unumstritten: Global gesehen gelingt es heute mit einem immer geringer werdenden Anteil an menschlicher Arbeitszeit, die wirtschaftliche Produktion aufrecht zu halten bzw. zu forcieren. Hervorgehoben und beschleunigt durch die Entwicklungen einer fortwährenden "mikroelektronischen Revolution" wird zunehmend mehr Arbeitszeit gespart, da "das Wachstumspotential der Produktivität sehr viel größer ist als das Wachstumspotential der Produktion" (so im Interview mit John Keane, in: *Lettre International*, 62/1990). Das alte Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit droht in dem Maße umzukippen, wie Arbeit im herkömmlichen Sinn von Vollbeschäftigung rar, Teilzeitarbeit und längere Phasen der Arbeitslosigkeit dagegen üblicher werden.

Derart freigesetzte Zeit wirkt jedoch, wie Gorz bereits in *Wege ins Paradies* (dt. 1983) ausführte, keineswegs befreiend; sie droht in einer Kultur, die auf diesen sich langsam vollziehenden strukturellen Wandel nicht eingestellt ist, zunehmend zu "leerer Zeit" zu werden. Die Ungleichzeitigkeit von strukturellen Veränderungen, die eine Revision des alten Verständnisses gesellschaftlicher Arbeit erforderlich machen, und einer Kultur, die immer